

Das Pfennig-Magazin

für

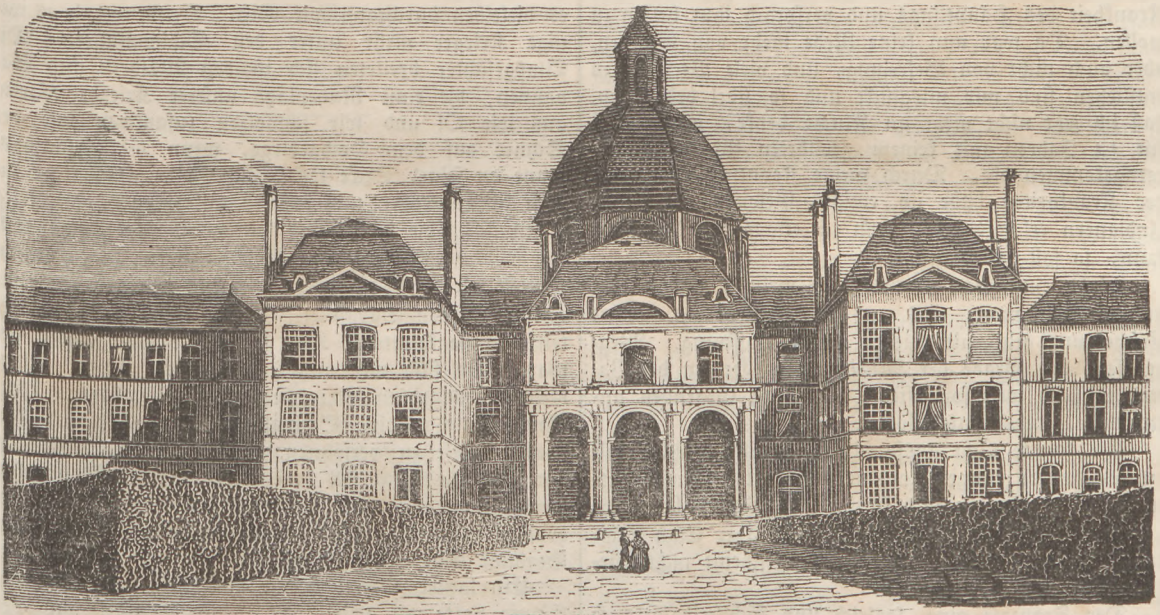
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 424.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[15. Februar 1851.]

Die Salpêtrièrè in Paris.



Zu den großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten in Paris gehört die sogenannte Salpêtrièrè, denn sie vermag nicht weniger als gegen 3000 Menschen zu fassen, und Alle, die hier aufgenommen werden, gehören dem weiblichen Geschlechte an. Vorzugsweise werden wieder Geistes- und Nervenranke besonders ausgewählt und sind durch das höhere Alter zur Versorgung und Pflege empfohlen. Namentlich werden auch gern Frauen aufgenommen, welche sich während des Dienstes in andern öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten durch Eifer, Treue und Anstelligkeit ausgezeichnet hatten. In der

Hauptsache wird die Salpêtrièrè in solcher Weise unsern Spitalern gleichen. Mit der Anstalt selbst steht eine große Niederlage weiblicher, von den Bewohnerinnen gefertigter Waaren in Verbindung, wozu die Anstalt das Material, z. B. die Leinwand, für den Einkaufspreis liefert. Da die Zahl der Bewohner in diesem Etablissement so groß ist, so fehlt selbst ein eigener Victualienmarkt und eine kleine Anzahl von Kaffeehäusern u. s. f. nicht, die in hinter dem Gebäude befindlichen Gärten liegen.

Das Blockhaus im Missurithal.

(Fortsetzung.)

Am fünften Tage wurde der Indianer trauriger und blickte mit einer wahrhaften Behnuth seine Begleiterin an, die ja Das nicht ahnte, was er wußte. Gegen Abend erblickte sie in der Ferne eine Menge kleiner Hügel, denn so erschienen ihr die Hütten der Indianer, welche sie bei größerer Annäherung bemerkte. Immer trauriger wurde der Braune und begrüßte sehr ernst und einsilbig die Männer, Weiber und Kinder,

die ihm mit lautem Rufen entgegenkamen. Von ihrer Sprache verstand Emma kein Wort; sie ließ sich willig vom Pferde nehmen und in eine Hütte führen. Merkwürdig schien es ihr, daß fast nur Weiber gegenwärtig waren.

Einige alte Frauen beschäftigten sich mit ihr und wollten mit ihr sprechen, sie verstand jedoch kein Wort und sagte nur einige mal, sie spräche nur Deutsch,

Französisch und etwas Englisch. Als die Frauen das Wort französisch hörten, ließen einige fort und kamen bald mit einem Manne zurück, der ganz von denen verschieden war, die Emma bisher gesehen hatte. Auf den ersten Blick erkannte sie in ihm den Europäer, und als er zu sprechen begann, tönten ihr Worte der französischen Sprache entgegen.

Armes Kind, redete er sie französisch an, woher und wer du auch seist, erkenne in mir einen unglücklichen Gefangenen, der sich das Leben nur dadurch erhalten hat, daß er auf die Forderungen der Indianer eingegangen ist. Ich bin Franzose, jagte süßlich von hier in den Wäldern und wurde gefangen. Schon war ich dem Tode bestimmt, als der Häuptling erkrankte und seine Zauberer ihm nicht helfen konnten; ich hatte früher viele medicinische Schriften gelesen, erkannte die Krankheit des Häuptlings und versprach ihm helfen zu wollen. Da war nun keine Rede mehr von Sterben, aber auch nicht von Befreiung, und viele Versuche zu entfliehen sind mir mißglückt und so übel bekommen, daß ich jetzt nicht mehr an Flucht denke, obgleich ich seit 12 Jahren mit keinem gebildeten Wesen zusammengekommen bin. Durch meine Kenntniß in Heilung der Krankheiten habe ich einiges Gewicht unter den Indianern erlangt, und wenn ich etwas für dich thun kann, so soll es geschehen.

Wol, entgegnete Emma, ist mein Schicksal hart und ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Eure Erscheinung gibt mir wieder einige Hoffnung. Weggerissen vom Grabe der Mutter, vom Herzen des Vaters, bin ich weit fortgeführt in fremde Gegenden unter wilde, unbekannte Völker.

Sie konnte nicht aussprechen, da ihr Räuber mit mehreren andern jungen Indianern eintrat. Ernst blickte er den Franzosen an und sprach in schlechtem Englisch:

Was wollt Ihr hier, Blaggesichter? Hat Euch Schibaldalotschek verlangt? Geht und erscheint nicht wieder hier!

Der Franzose ging sogleich und Schibaldalotschek trat auf Emma zu. So gut als möglich sprach er Englisch zu ihr:

Kennst du die Schiwaikaner und ihre Hütten? Einst waren sie große Herrscher über weite Länderstrecken; jetzt aber ist ihre Zahl klein und der große Geist sammelt sie alle zu sich, wenn er nicht bald versöhnt wird. Was dir gefällt, laß dir geben, denn du sollst nicht darben in Schibaldalotschek's Hütte, das Fett vom schönsten Hirsch soll dein Haar glätten, und wenn es Tag wird und die Sonne glüht, sollen dich die Frauen führen in den Schatten der Weymuthskiefern.

Nur mit Mühe hatte sie seine Rede verstanden, glaubte jedoch richtig zu urtheilen, wenn sie Schibaldalotschek nicht für ihren Feind hielt.

Jetzt war sie eine Zeit lang allein in der Hütte, merkte jedoch, daß außen Leute auf- und abgingen und sie bewachten. Einige Tage blieb das Dorf der Indianer noch leer und Emma konnte in Begleitung von Frauen überall hingehen, wohin sie wollte. Bald änderte sich Alles, indem die Indianer alle kamen, die Emma schon gesehen hatte. Statt der Ruhe, die bisher geherrscht hatte, trat wieder Lärmen ein, und noch denselben Abend wurde Emma in eine andere Hütte geführt, in der viele Indianer versammelt waren. Der junge Häuptling saß einem alten Manne zu Füßen, der zusammengesdukt in einem geflochtenen Sessel ruhte ohne sichtbare Zeichen des Lebens. Es war eine allgemeine Berathung über Emma's Schicksal. Der ur-

alte Mann schien der Altvater des Stammes zu sein. Still und ernst saßen sie alle da; um ihre Schultern lagen wollene Zeuge, an ihren Füßen waren Sohlen von Hirschleder befestigt. Von den Knöcheln bis zum halben Schenkel herauf trugen sie eine Art fest anschließender Beinkleider, von Tuch gemacht. Einer unter ihnen begann in seiner Sprache zu reden und der Franzose, der als Dolmetscher diente, übersetzte es Emma Wort für Wort:

Als dein Großvater noch jung war, Schibaldalotschek, und noch auf der Jagd dem Hirsch nacheilte und ihn übereilte im Laufen, da waren die Schiwaikaner noch ein großes Volk und herrschten über weite Länderstriche. Da kamen auf einmal die Blaggesichter, dorthier, woher die Sonne kommt, brachten das Feuerwasser mit und gossen es in unsere Adern, daß es dieselben durchrannte wie Gift. Seitdem gab es wenige Krieger mehr unter den Schiwaikanern. Die Blaggesichter breiteten sich in den Wäldern und Savannen, die einst Ruheplätze unserer Krieger waren, aus wie Öl und wir schmolzen zusammen wie der Schnee auf dem Hochgebirge, wenn die Frühlingssonne an seiner Decke leckt. Wie Bienenschwärme kamen sie angezogen und führten mit ihren Flinten Krieg gegen uns, die wir nichts hatten als den Tomahawk, den wir vergeblich gegen sie schlangen; aus unsern Hütten trieben sie uns, daß wir flüchtig wurden wie die Hirsche in den Savannen; sie mordeten und plünderten, wo sie konnten. Das haben die Blaggesichter gethan. Da sind wir nun, ein kleiner Haufe, Ueberbleibsel des großen Stammes der Schiwaikaner. Dein Großvater hat dir, Schibaldalotschek, geboten, den großen Geist zu versöhnen. Du hast ein Blaggesicht geraubt. Ihr Blut soll dem Herrn des Lebens geopfert werden, das will dein Großvater, darum laß uns gehorchen und die Schmach tilgen, die über unserm Stamme liegt.

Ein lauter Schrei drang durch die Versammlung. Emma hatte mit gesteigerter Unruhe der Übersetzung des Franzosen zugehört. Jetzt wußte sie, was ihr bevorstand; als Opfer sollte sie fallen für die Ungerechtigkeiten, die den Indianern von ihr fremden, unbekannten Menschen zugefügt worden waren. Nicht mehr war sie Herrin ihrer Gedanken, Alles wirbelte ihr im Kopfe und ohnmächtig sank sie hin. Als sie wieder erwachte, befand sie sich in der frühern Hütte; an ihrer Seite saß der Franzose und zu ihren Füßen ihr treuer Hund Fasmann, den ihr unbegreiflicher Weise die Indianer gelassen hatten. Wie ein Traum kam ihr alles bisher Erlebte vor und nur die Umgebung ließ sie nicht daran zweifeln, daß Alles Wahrheit sei.

Was habe ich armes Geschöpf verbrochen, sprach sie, daß man mich fortgerissen hat aus dem Schooße einer friedlichen Familie? Warum bin ich gerade auserlesen zum Opfer für den großen Geist der Indianer? Weh! Wenn meine Mutter wüßte, was mich auf Erden trübe! Wenn mein Vater mein unglückliches Loos ahnen könnte!

Thränen erstickten ihre Worte und der Franzose fiel ihr in das Wort:

Du wurdest geraubt, um geopfert zu werden, da das Blut einer Jungfrau der Weißen nach dem Geheiß des Alten den großen Geist allein versöhnen und zum Schutze des Stammes bestimmen konnte. Aber das Blatt hat sich gewendet. Schibaldalotschek ist als dein Beschützer aufgetreten und will dich retten. Er hatte eine Gattin, die ihm nach der Geburt eines Knaben starb. An der Erhaltung dieses Knaben, sei

nes Lieblings, liegt ihm Alles; daß er wohl gepflegt und gut erzogen werde, ist sein einziger Wunsch, und dazu hat er dich auserlesen. Du sollst in seine Hütte ziehen und bei dem Knaben bleiben, wenn er auf die Jagd geht oder in den Krieg zieht. Um dem Gebote seines Großvaters zu folgen, will er gleich morgen wieder ausziehen, um ein anderes Mädchen von den Weibern zu rauben.

Als Emma dies vernahm, heiterten sich ihre Züge wieder etwas auf und sie sprach: Vielleicht ist doch da noch Rettung durch Flucht möglich. Nur einige Zeit bedarf es, um die wachsamten Indianer einzuschläfern durch scheinbares Fügen und erheuchelte Ruhe und dann bietet vielleicht einmal ein günstiger Augenblick uns Weiden zugleich die Mittel zur Rettung.

Emma fügte sich scheinbar in ihr Schicksal und besorgte das ihr aufgegebenes Geschäft zur Zufriedenheit des Håupstlings.

(Beschluß folgt.)

Die Sibirjaken.

Die Bauern in Sibirien (Sibirjaken) befinden sich, wenn man einem eben gedruckten Berichte des Russen Nebilzin glauben darf, in Vergleich mit den Bauern (Muschiks) des übrigen Rußlands in einer sehr günstigen Lage. Der Sibirjake geht immer in einem guten Rocke einher, indem er abgetragene Kleider nur bei Feldarbeiten anzieht. Die Bastische (Lapti) des russischen Bauern sind ihm unbekannt; er trägt immer Stiefeln oder dicke Schuhe. Seiner Physiognomie nach ist er ein verständiger, aber sehr zurückhaltender und ungemein verschlagener Mann; er ist wenig gesprächig und weiß allen Fragen vorsichtig und höflich auszuweichen. Die Geräumigkeit des Landes und der gute Boden macht es ihm leicht, seine Mittel zu erweitern. Er hat treffliches Vieh, weil das Heu im Überflusse vorhanden ist; seine Wirthschaft ist in Ordnung, sein Acker gut bebaut, weil er für sich selbst, nicht für einen Herrn arbeitet; er hat stets Geld, weil er für sein Getreide oder für Waarentransporte oder für Beköstigung der Karavanen baare Zahlung erhält; seine Wohnung ist im guten Stande, weil er das Bauholz im nächsten Walde leicht und wohlfeil findet. Sehr oft trifft man in den Dörfern zweistöckige Häuser mit mehreren Zimmern. Die Bauart dieser Häuser bleibt sich fast immer gleich. Von dem Eingange kommt man in eine Flur, welche geradeaus in den umzäunten Viehhof (Prigon) führt, rechts in die reinliche, weiß angestrichene Familienstube, links in das Fremdenzimmer, das oft tapeziert, mit selbstfabricirten Teppichen bedeckt, mit Divan, Tischen und Stühlen versehen ist und in dem sich hinter einem zizenen Vorhange ein reinliches Bett befindet. Ein ordentlicher Bauer wird sich nicht leicht entschließen, zur Arbeit nach den Goldgruben zu wandern; ihm ist wohler zu Hause bei seiner Familie. Seine Kost besteht aus Kohlsuppe (Schtschi) mit Rindfleisch, oder er kocht sich aus den Fischen, mit denen die sibirischen Ströme angefüllt sind, die nahrhafte Fische (Schtscherba). Er läßt sich eine wilde Ente oder zum Sonntage einen Hammel braten, da er weiß, daß er keinen Mangel an Vieh haben wird. Dabei trinkt er Thee, den er von den durchziehenden Karavanen zu Preisen erhält, bei denen beide Theile bestehen können. So arbeitet er denn tüchtig, ist sich satt, hält dann sein Schläf-

chen oder lieft wol gar ein Buch, denn die meisten Bauern, wenigstens die längs der großen Heerstraße, sind des Lesens kundig. Mit einem Worte — die Sibirjaken führen ein ganz erträgliches Leben.

Eine Hand wäscht die andere.

Barthélemy, der berühmte Verfasser der „Reisen des Anacharsis in Griechenland“ studirte in seiner Jugend zu Marseille morgenländische Sprachen, namentlich das Arabische so gut, wie es nur gehen wollte, und wenigstens mit solchem Glücke, daß man ihn eines Morgens aus seinem Schlummer dringend herausrief. Es war eine Art Bettler an der Thür, aber umringt von 10—12 der vornehmsten Kaufleute. Er sei ein Jude von Geburt, hatte er ihnen gesagt, und zu einem Rabbinen erzogen worden. Nachher habe er aber die Wahrheit des Evangeliums eingesehen und sich zum Christenthume gewendet. Mit den orientalischen Sprachen sei er vertraut wie kein Mensch; sie möchten ihn nur mit einem Gelehrten zusammenbringen, der darüber entscheiden könne. Und deswegen nun sind wir zu Ihnen gekommen! schlossen die Kaufleute. Sie sollen uns sagen, ob der Jude ein ehrlicher, frommer, katholischer Christ oder ein Betrüger ist.

Meine Herren! rief dieser, dies ist gar nicht so leicht, wie Sie denken. Und schon wollte er ihnen darthun, daß man ein arabisches oder syrisches Buch lesen, verstehen, erklären kann, ohne darum im Stande zu sein, mit einem Araber oder Syrer zu sprechen. Allein ehe er noch so weit kam, fing der Jude den ersten Psalm hebräisch an und Barthélemy, der diesen auswendig wußte, ließ in der Angst seines Herzens eine ganze Flut aus seinen arabischen Dialogen herausströmen, die nichts als ganz gewöhnliche Gegenstände des Lebens behandelten. Jetzt war die Sache vollkommen im Gange; der christlich gewordene Rabbiner schoß einen zweiten hebräischen Psalm und Barthélemy ebenso zur Antwort seinen zweiten arabischen Dialog ab, daß die marseiller Kaufleute vor Verwunderung und Bewunderung kaum Athem zu holen wagten. Endlich schwieg die geistreiche Unterhaltung. Barthélemy trocknete sich den Schweiß ab und rühmte die Gelehrsamkeit des frommen Rabbiners, den er als neuen Christen den Börsenmännern zur Unterstützung empfahl, und der Rabbiner vergalt Gleiches mit Gleichem.

In Spanien bin ich gewesen, meine Herren! rief er den Kaufleuten zu. Ich bin gewesen in Portugal, in Deutschland, in Italien, in der Türkei; aber einen jungen Mann, so gelehrt wie diesen da, den Herrn im schwarzen Kleide, sah ich noch nie! Und so reichte er ihm die Hand und Barthélemy schlug ein; beide schieden mit stillem Danke im Herzen und dachten gegenseitig: Eine Hand wäscht die andere!

König Rhameses.

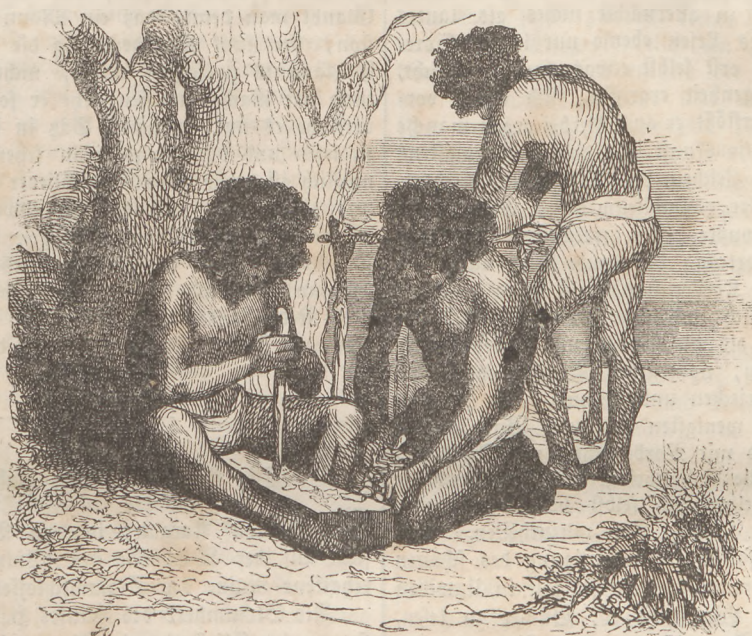
König Rhameses oder Rhamses, Ramnestes, Rami-sas, ja vielleicht findet man noch andere Namen, wie wir denn auch mit Sr. Majestät selbst gar nicht so vertraut sind, daß nicht ein persönlicher Irrthum unterlaufen könnte. Es gibt nämlich wol 6—7 ägyptische Könige dieses Namens, welche zwischen 46—4500

Jahre vor Christi Geburt regiert haben und sich durch verschiedene Vor- oder Beinamen unterscheiden. So haben wir einen Rhamses Amenophis, einen Rhamses Sesostris; alle aber kennen wir nur durch kolossale Bild- und Bauwerke, auf denen ihre Namen in Hieroglyphen vorkommen und wo wir sie theils als Gesetzgeber, theils als Krieger, theils auch wol als Erbauer dieser kolossalen Tempel oder Gräber, Obelisken oder

Pyramiden kennen lernen. Der hier abgebildete Rhamses scheint als Gesetzgeber und Hohepriester einen Namen gehabt zu haben. Die Peitsche in seiner rechten Hand deutet darauf hin. Oder ist es ein Oskännchen? Es würde zum Weihrauchgefäß in der linken Hand stimmen. Die ganze Gestalt zeigt sich übrigens sehr stattlich und hat selbst in der Kleidung viel für unser Auge Gefälliges.



Feuerzeug der Wilden.



Das hier in Anwendung gebrachte Feuerzeug ist noch jetzt bei uncivilisirten Völkern gewöhnlich. Die Kawa-Indianer nehmen ein viereckiges Stück grünen Holzes, in welches sie ein rundes Loch hineingearbeitet haben. In dieses legen sie trockenen Bast oder dürre Baumblätter und drehen alsdann ein etwas zugespitztes, hartes und trockenes Holz von einer andern Baumart zwischen den flachen Händen wie einen Quirl in der runden Öffnung herum. Nach und nach erhitzt sich

das grüne Holz, die losgetrennten Spänchen fangen Feuer und entzündn die Bastfäden. Die Wirkung dieses Feuerzeugs ist zwar sicher, kostet aber viel Zeit und Anstrengung; das Umdrehen ermüdet sehr und öfter müssen Mehre dabei einander ablösen. Zwei Personen müssen jedes mal dabei thätig sein, eine dreht, die andere legt die dürren Blätter hinzu. Aber es gehört die Muskelkraft und Schnelligkeit eines Wilden dazu, um den gewünschten Erfolg bald herbeizuführen.

Das laute Lesen.

Ein gutes Mittel, gesund zu bleiben.

Es gibt so manche Mittel, wodurch der Mensch sich vor Krankheiten schützen, seine Gesundheit bewahren, sein Leben folglich verlängern, eine frohe Stimmung erhalten, eine trübe verscheuchen, ja selbst sein Herz veredeln und sich zu guten Vorsätzen erheben, die letztern befestigen und so ein edler Mensch werden kann, ohne daß sie ihm einen Pfennig kosten, ja ohne daß er nur ihretwegen irgend eine Vorrichtung zu treffen oder aber fremde Mitwirkung anzusprechen nöthig hätte. Er achtet indessen zu wenig darauf; er kennt sie wol gar nicht, und so hat er auch nie von ihnen Gebrauch zu machen Gelegenheit gehabt. Ich will daher einmal von einem solchen gar wenig bekannten, vortrefflichen Hausmittel sprechen, das für Seele und Leib gleich sehr zu empfehlen ist und das ganze Leben hindurch mehr oder weniger fast von einem Jeden, er sei jung oder alt, hohen oder niedern Standes, angewendet werden kann. Es ist das laute Lesen. Zu lesen pflegt fast Jedermann, sei es in Zeitungen, oder sei es im Gesangbuche, in der Bibel oder in einem Romane, in einem lateinischen oder französischen Schriftsteller. Ein

Jeder liest, kann man sagen, und stirbt meist in unferer Zeit eher lesend- als lebensalt. Aber es denkt eben Niemand daran, dies Lesen zu einem Mittel für seine Gesundheit zu benutzen, obschon dies in so mancher Art und Weise geschehen könnte. Ich könnte statt vom Lesen, vom lauten Lesen, was ich hierbei zur Sprache bringen will, von Declamation, Recitation und Gesang sprechen. In der Sache würde es auf Eins hinauslaufen und ebenso zu meinem Zwecke dienen; allein alle die drei zuletzt genannten Dinge könnten gleich Manchen im voraus gegen mein Mittel einnehmen; er würde sich sagen müssen, daß er kaum je davon nur den Namen gehört, geschweige erfahren hätte, wie man es anfangen müsse, zu recitiren, zu declamiren oder gar zu singen. Mit dem Lesen aber hat er sich vertraut gemacht, und sollte es nur in der Schule gewesen sein. Es kommt also nur darauf an, daß er sich wie in der Schule wieder daran gewöhnt, laut zu lesen, und daß er sich daran gewöhnt, setzt nichts voraus als die Bekanntschaft mit dem Vortheil, der ihm daraus für seine Gesundheit entspringt, wor-

auf sich dann der feste Vorsatz gründen muß, es mit so einem jeden Augenblick zu Gebote stehenden Mittel zu versuchen. Er hat da Gelegenheit, ohne daß er es nur geahnt hat, ein tüchtiger Declamator zu werden; denn Declamiren ist zu allernächst nichts als lautes Sprechen, und lautes Lesen ebenso nur lautes Sprechen. Indem er sich erst selbst etwas laut vorspricht, hat er also die Gelegenheit ergriffen, sich etwas vorzudeclamiren, und verflößt er auch hierbei gegen manche Regeln der Declamationskunst, so darf er wenigstens sich nicht vor einem Zeichen des Misfallens fürchten. Er ist selbst Künstler, Publicum und Kunstrichter obenein. Niemand wußte besser, welchen wohlthätigen Einfluß der laute Vortrag, das laute Lesen auf Geist und Körper oder auf Körper und Geist hatte — denn beide sind Eins an sich und nur zwei Wesen in ihren Äußerungen — als die Alten, unsere Lehrmeister in so vielen Dingen, namentlich Allem, was rein menschlich ist, die Griechen und Römer. Sie pflegten fast kein Buch, am wenigsten ein gutes Buch anders als laut zu lesen und mit Vorbedacht, mit Ausdruck, mit dem Streben, alle Schönheiten des Gedankens wie der Einkleidung desselben sich selbst vorzutragen oder ihren Freunden in solcher Art mitzutheilen. Überschnelles Lesen, wo solche Berücksichtigung des schönen Ausdrucks nicht stattfand, konnten sie fast in Unwillen und Jörn gerathen. Was hilft es, Bücher zu lesen, so schnell, daß die Augen immer den Lippen zuvorlaufen? dachten sie. Es ging so weit bei ihnen, daß sich in jener Zeit eine große Menge Meister gebildet hatten, welche Jedem, der es wünschte, Unterricht gaben, wie man es anfangen müsse, seine Sprachwerkzeuge gehörig und im höchsten Grade der Stärke wie der Schönheit nach auszubilden. Sie lehrten, mit einem Worte, Lesen, der es wünschte, aber freilich nicht wie einen Schulknaben, sondern wie einen Mann, dem es mit irgend einer Kunst und Wissenschaft Ernst ist und der sich bestrebt, den ihm höchst möglichsten Grad von Vollkommenheit darin zu erlangen. Wer Schüler von einem solchen Phonaaker war, wie diese Meister der Lesekunst hießen, mußte bald liegen, bald stehen, bald sitzen und bald dieses, bald jenes Mittel anwenden, wenn er sich unter ihrer Aufsicht im lauten Lesen übte. Der Lehrmeister stand mit einer kleinen Flöte neben ihm, von Zeit zu Zeit den rechten Ton anzugeben, bis zu welchen er aufsteigen oder herabsteigen, oder in welchen er einsetzen mußte, wie es bei uns ein Gesanglehrer zu machen pflegt, wenn er seine Schüler die Tonleiter singen oder eine Arie einüben läßt. Einen solchen Meister bei öffentlichen Vorträgen oder Reden zur Seite, gleichsam im Rücken zur Unterstützung, wie eine Art Souffleur zu haben, war damals etwas Gewöhnliches, und die größten Staatsmänner in Rom, welche auch meist die größten Redner zu sein pflegten, schämten sich nicht, von ihm gleichsam immer den nöthigen Wink zu bekommen, sich hier zu mäßigen oder dort mehr ins Feuer zu gehen. Zugleich gingen diese Herren Phonaaker ins Fach der Arzneikunst und Diätetik ein; sie benutzten auch die Mittel, welche hier für Stärkung der Lungen und Luftröhre und also der Stimme zu suchen waren. Dem einen Schüler empfahlen sie Gerstenwasser oder Malvenabkochung, dem andern Schnittlauch, Thymian oder Feigen; dem dritten ließen sie während der kleinen Redepausen Eis, kaltes Wasser oder Wein, besonders einen süßen, milden Wein trinken, wie ihn Italien und Griechenland in so vielen Sorten erzeugte. Es mag uns in diesem Verfahren Manches kleinlich und

selbst wunderbarlich vorkommen; im Ganzen wird dennoch Jeder diese Schule der Alten durchgemacht haben, der sich zu einem großen Redner bildete. Er hat sich selbst den Weg suchen müssen, auf dem er dazu gelangte. Glaubt man denn, daß ein Mann wie Lord Palmerston, der fünf Stunden lang die Aufmerksamkeit des Parlaments zu fesseln wußte, nicht manche Vorbereitung hat machen müssen, ehe er so weit kam? Man versuche es nur, manchen Satz in Cicero's Reden laut zu lesen und dann wird man sehen, wie es fast unmöglich ist, alle einzelnen Glieder gehörig darzulegen und abzustufen, weil die Sprachwerkzeuge nicht gehörig geübt und gleichsam nicht gelenkig oder geschmeidig sind. Es hat an der Übung gefehlt. Wenn es hierbei nun bloß aufs Reden und namentlich aufs öffentliche Reden ankäme, so könnte sich freilich Jeder, dem dies nicht Pflicht ist, allensfalls wol darüber hinaussetzen. (Beschluß folgt.)

Die Burgruine von Habsburg. *)

Im Canton Aargau, in dem Bezirke von Brugg steht auf der Waldböhe des Wülpselberges die wohl-erhaltene Ruine des Stammschlosses der Habsburger.

Als Stammherr des Hauses Habsburg wird Ethiko, Herzog im Elsaß oder in Alemannien genannt, der im Jahre 690 starb. Weiter hinauf reicht keine urkundliche Nachricht. Erst mit dem elsassischen Grafen Guntram dem Reichen wird die Erzählung mannichfacher und begründeter. Er hatte sich wider Kaiser Otto I. erhoben, fiel in des Reiches Acht, verlor seine zahlreichen Besitzungen und zog sich in den Aargau zurück, wo ihm einiges Gut geblieben war. Zu Wohlen, unfern den Ufern der Reuß, stand seine unausgezeichnete Wohnung, von der aus er die umliegende Gegend schützte, die ihm dafür Zins zahlte. Mit dem Wiederaufnehmen von Geld und Gut ward er jedoch aus einem Schutzherrn ein Bedrückter und Raubritter und starb um das Jahr 973. Ähnlich verfuhr sein Nachfolger, Graf Longelin, der vier Söhne hinterließ! Rabbot, Werner, Rudolf und Longelin II. Der älteste, des Vaters Ebenbild, wohnte zu Muri und vermehrte seine Macht durch die Vermählung mit Ida von Lothringen, die aber zur Sühne für die unrechtmäßige Erwerbung ihr Witthum Muri der Kirche weihte und ein bis in die neueste Zeit blühend gewesenes Kloster erbaute, auf welches Streich noch jetzt Schutzansprüche behauptet. Werner, der zweite Bruder, war Bischof von Strassburg geworden, hatte auf manche ungerechte Weise und zum Nachtheil der Kirche den Besitz seines Hauses vermehrt, sich auch mit Rabbot und dem Herzog Gerhard von Lothringen gegen König Heinrich II. verbunden und war darauf bedacht, eine sichere Feste zur Aufbewahrung seiner Reichthümer und zum Schutz wider den kaiserlichen Jörn zu gründen. Damit beauftragte er seinen Bruder Rabbot, übermächte ihm beträchtliche Summen und schrieb dabei: „Ich bin gesinnt, mein Leib, Hab' und Gut allda, als in einer starken sichern Hab in Nöthen zu bewahren.“

Dieser Ausdruck gab die Veranlassung, die von Rabbot auf dem Wülpselberge errichtete Feste „die Habsburg“ zu nennen. Rabbot verwendete einen großen Theil der erhaltenen Schätze, um den dienstlustigen Adel in Alemannien, den Waldstädten, im Zür-

*) Nach „Weber's Volkskalender für 1851“.

herlande, dem Thurgau, Frickthal, Klettgau, Hegau und am Rhein nebst niederm Volke an sich zu ziehen, und überraschte den Bruder, als dieser bei seiner Ankunft im Jahre 1020 weber mit der Stärke der Burg noch mit den darauf verwendeten Kosten zufrieden war, auf angenehme Weise, als er ihm das große Heer der Vasallen vorführte, die ihm den Eid der Treue leisteten.

Werner hatte sich wol der Macht des Kaisers entzogen, aber er fiel in die Schlingen kaiserlicher List. Mit anscheinender Freundslichkeit bot ihm Heinrich's Nachfolger, Konrad II., eine Gesandtschaft nach Konstantinopel an, wohin der geschmeichelte, ehrgeizige Mann im October 1027 abging. Konstantin VIII., mit dem deutschen Kaiser einverstanden, ließ jedoch den getäuschten Gesandten bei seiner Ankunft verhaften und nach einer einsamen Insel führen, wo er nach zwei Jahren den Leiden des Gefängnisses erlag. Dies die Geschichte der Erbauung der Habsburg, nach der sich von da ab das ganze Geschlecht nannte. Wir machen einen Sprung bis zu dem Größesten seines Geschlechts, dem Grafen Rudolf von Habsburg, der seine Erhebung auf den deutschen Kaiserthron im Jahre 1273 seinen persönlichen Verdiensten verdankte.

Ihn verfolgte der ungerechte Haß seines eigenen Hauses, und mit dem Bruder seines Vaters, Rudolf dem Ältern, Grafen zu Lauffenburg, einem Anhänger Papst Innocenz IV. bei dessen Streitigkeiten gegen Kaiser Friedrich II., der unsern Rudolf aus der Taufe gehoben, gerieth er in Fehde. Auch ein mütterlicher Vheim, der reiche kinderlose Graf Hartmann von Kyburg, enterbte ihn und zwei mal versiel Rudolf wegen Ungehorsams und kaiserlicher Gesinnung dem Banne der Kirche. Hingegen nahm er die Städte gegen die räuberischen Anfälle des Adels in Schutz und wurde der Schirmvogt der Eidgenossen. Von dieser Gesinnung und Richtung wichen seine Nachkommen ab. Schon sein Sohn Albrecht bedrängte die Eidgenossen, welche die österreichische Herrschaft abschüttelten. Die unglücklichen, blutigen Kriege, die Osterreich gegen die Schweiz führte, den Tag von Morgarten am 6. December 1315, bei Sempach 1386, bei Näfels 1389, können wir hier nicht beschreiben; das Ansehen des habsburgischen Hauses in der Schweiz wurde dadurch gebrochen. Habsucht und Ungerechtigkeit vernichtete die Macht, die Gerechtigkeit und Großmuth gegründet und erbaut hatte.

Zu Konstanz war 1414 die Kirchenversammlung eröffnet worden, welche mit Fug und Recht Papst Johann XXIII. zur Abdankung nöthigte. Unklugerweise nahm sich Herzog Friedrich von Osterreich des entsetzten Papstes an, versiel dadurch in die Reichsacht und Kaiser Sigismund entbot die Eidgenossen, Friedrich's Erblande im Thurgau, Aargau und weiter anzugreifen. Es geschah, und mit vielen Städten und Schlössern wurde auch die Habsburg erobert. Osterreich leistete bald hernach im Jahre 1418 auf den größten Theil seines Besitzes in der Schweiz Verzicht; das Übrige ging 1450, 1460, 1467, 1471, zuletzt das Frickthal mit Lauffenburg und Rheinfelden 1802 im Frieden von Lunéville verloren. Auch die Nebenlinien des Hauses Habsburg in der Schweiz, die Grafen von Rapperswyl und Kyburg, sind erloschen und die Trümmer der Habsburg sind das letzte Denkmal der vergangenen Größe des Geschlechts auf helvetischem Boden.

Sie werden von dem Zuge der Fremden um so häufiger besucht, als unsern davon der pracht- und geschmackvollste aller schweizerischen Badeorte, Schinznach, gelegen ist. Von dort aus windet sich durch ein Bu-

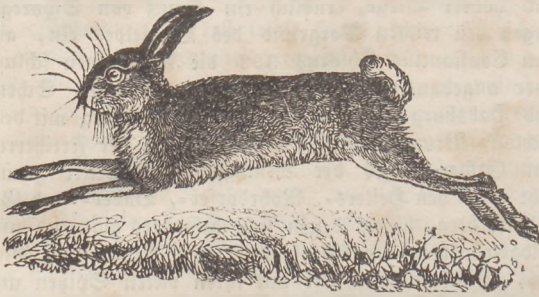
chengehölz der Pfad steil aufwärts, der zur Höhe des Wülpselberges führt. Eine paradiesische Aussicht, die an Umfang und Schönheit mit vielen berühmten Plätzen der Schweiz weiteifert, entzückt hier das Auge. Von einer Seite fassen zunächst kleine Hügel, dann entfernte und höhere Berge, endlich ein Kranz von Schnergebirgen den reichen Vorgrund des Birrfeldes ein, auf dem Constantius Chlorus 303 die Alemannen schlug. Über angebauten Feldern und den Dörfchen Schenz und Habsburg zeigt sich rechts der Kernenberg mit dem Schlosse Brunegg, einst das Eigenthum der Freiherren von Gessler, links der Mülligerberg. Weiter zurück sieht man den Heiters-, Mohrdorfer-, Bader- und Gellisdorferberg, hinter denen sich, besonders glänzend und goldgetränkt in der Abendsonne, die Alpen von Glarus, Bündten und Uri mit ihren vielen Spizen und Kuppen erheben. Gegen Mittag und Abend streift das Auge meilenweit über das weite und reiche Thal der Aar, die von Süd nach Nord einen Halbkreis beschreibt. Städte, Schlösser und Dörfer, Obst- und Weingärten und alle Mannichfaltigkeit einer wohlangebauten Gegend fesseln den Blick. Gegen Norden vereinigt sich die Aar mit der Reuß und Limmat, und hier liegt Königsefelden, wo 1308 Kaiser Albrecht ermordet wurde und zur Römerzeit der berühmte Waffenplatz Windonissa sich erhob.

Hat sich das Auge gesättigt an Reizen, die wir hier nur schwach anzudeuten vermögen, so betritt man die Habsburg, die berühmteste Ruine Aargaus und der Schweiz. Sie besteht aus den Überbleibseln von drei Gebäuden, wovon zwei Thürme von ziemlicher Höhe sich noch erhalten haben. In dem einen steigt man über 70 Stufen hinan. Die Mauern sind unten acht Fuß dick, von rohen und behauenen Steinmassen aufgeführt und schmale Öffnungen von wenigen Zollen lassen das Licht ein. Die Fußböden sind von Eichenholz, und Löcher in den Mauern, in welche Riegel passen, zeigen an, wo vormalis die Thüren gewesen sind. Der innere Raum enthält 16—20 Fuß ins Geviert. In dem mittlern Theile des Gebäudes, das mit den Thürmen in Verbindung steht, finden sich ein Saal, mehre Zimmer und auf der Hausflur die Stube, welche der große Rudolf einst bewohnte. Das Gemach ist räumlich und hat sechs gegen Birr gerichtete Fensterchen. Jetzt ist es die Arbeitsstätte des Wächters, der zum Schutz der Ruine angestellt ist. In dem übrigen Theile des ausgebrannten Burgebäudes bemerkt man die Anlagen zu Küchen und Wohngemächern; auch sind Spuren eines andern Thurms und eines breiten und tiefen Grabens an der Seite gegen Birr vorhanden, während der steile Abhang, den die Aar bespült, schon von Natur unzugänglich war. Dies die Wiege eines Geschlechts, das, auf deutschen Boden verpflanzt, zu der höchsten Würde in der Christenheit emporstieg.

Es fehlt noch etwas.

Bei einer Kirchenvisitation konnte ein Superintendent die ihm richtig dünkende Beantwortung der Frage, wie viel Stücke zur Taufe gehörten, nicht loskriegen und er wiederholte einige male: „Zwei Stücke, Wasser und Wort Gottes.“ Ein Bauer, vor dem er gerade stand, sagte ganz treuherzig: „Na! taufst doch einmal ohne Kind!“

Mannichfaltiges.



Die Hasenfelle, welche von unsern Hutmachern verarbeitet werden, kommen in vorzüglicher Güte und ungeheurer Menge aus der Moldau und Walachei. Man nimmt an, daß jährlich in jenen beiden Fürstenthümern etwa 500,000 Hasen geschossen werden. Die vielen Gebüsch, welche auch außer den Wäldern weite Flächen bedecken, die Ruhe, welche sie in einem von Reisenden nicht sehr gestörten Lande genießen, begünstigt die ungeheure Vermehrung dieser Thiere. Zur Schneezeit werden sie mit eigens dazu abgerichteten Hunden geheßt.

Der nomadische Araber (Beduine) führt das arbeitsfreieste Leben. Er ißt und trinkt, sieht ein wenig nach der Herde, pugt sein Lieblingsroß, macht mit ihm einen Galopp durch die Ebene, läßt sich dann Märchen erzählen und schläft. Seine anstrengendste Arbeit ist das Aufheben und Wiederaufschlagen der Zelte, wobei noch dazu die Weiber am meisten theilhaftig sind; er besorgt bloß das Packen und Abladen der Saumthiere. Daß man in freien Stunden zu seiner Zerstreuung mit etwas Andern als mit Jagd oder mit Schlafen sich befassen könne, kommt dem Araber ganz unglaublich vor.

Der gut bezahlte Organist. Der Pöslingsberg bei Linz ward am 18. Mai 1809 von Franzosen besetzt. Ein französischer Offizier, der ein leidenschaftlicher Orgelspieler war, ließ sich die Wallfahrtskirche auf dem Pöslingsberge aufschließen, um die ihm berühmte treffliche Orgel zu versuchen. Mehrere Pfeifen wollten nicht ansprechen; er geht hinter das Werk, um die Ursache zu erforschen. Er sieht ein Papierpaket hineingeklemmt, in welchem er 20,000 Gulden in Papieren findet, die irgend Jemand vor der Plünderung hatte sichern wollen. Als Preis des Orgelspiels ließ der Franzose sie in seine Tasche fallen, und selten mag ein Orgelmeister so viel für sein Spiel erworben haben.

Bäume, die Wasser geben. Die Insel Ferro hat überhaupt nur drei Quellen, die noch dazu in Gegenden am Strande sprudeln, die fast unzugänglich sind. Zum Ersatz dafür hat die Natur dieser Insel Bäume gegeben, die sie mit Wasser versorgen. Sie sind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange, immergrüne Blätter. Man hält sie für eine Gattung der *Laurus indica*. An den Wipfeln derselben sieht man gewöhnlich einen Nebelstreif, der die Blätter in solchem Grade mit Wasser tränkt, daß sie fast ununterbrochen tröpfeln. Das Wasser ist klar und herrlich.

Die Stadt Algier gewährt durch das schimmernde Weiß der Häuser, die durchgängig ohne Dächer und an deren Statt mit Plattformen und Brustwehren bedeckt und mit glänzendweißem Kalk beworfen sind, durch die Kuppeln und Minarets der Moscheen, durch die stattlichen Forts und Batterien, durch den Hafen voller Schiffe und Rachen, durch die zahllosen Landhäuser in der nächsten Umgebung, die wäh-

rend der Wintermonate von saftigem Grün und üppigem Blüthenflor eingefaßt sind, einen wahrhaft bezaubernden Anblick.

Wer schimpft, hat Unrecht. Landgraf Philipp von Hessen ließ eines Tages einen allenthalben geachteten Geistlichen vor sich kommen und verlangte von ihm, daß er die in Beziehung auf seine Doppelheirath aufgesetzte Urkunde unterschreiben und durch seine Unterschrift gutheißen sollte. Als er sich dessen weigerte, gerieth der Landgraf in den heftigsten Zorn, hätte sich fast mit eigenen Händen an ihm vergreifen und fuhr ihn an: „Daß dich Bos Märten schend, es hent Lute unterschrieben, die mehr vergessen hent, denn du dein Lebenlang lernen wirst.“ — „Gnädigster Herr!“, antwortete der Geistliche gelassen. „Meine Unwissenheit gestehe ich ein; aber mein Gewissen mag ich mir nicht beschweren lassen.“

Ursprung des Namens des Tabaks. Franciscus Hernandez de Toledo, den König Philipp II. nach Mexico schickte, um die Naturgeschichte dieses Landes zu studiren, gedenkt eines Krautes, von den Mexicanern Yotl oder Pycyotl genannt, das narkotisch sei und von den Eingeborenen aus hohlen Röhren (Tabakos) geraucht werde; das Ziehen des Rauches dieses Krautes durch die Nase nannten sie Tabakomachen. Der Begleiter des Colombo, der Vater Romana Pano, gab schon im Jahre 1496 eine ähnliche Notiz, nur daß die Bewohner S. Domingos das Kraut Cohoba und Gioia nannten; sie rauchten das Kraut aus zweizackigen Pfeifen, die sie auch Tabakos nannten.

Die Zigeuner in der Walachei und Moldau leben wirklich noch in einem Zustande der Sklaverei, den man in Europa kaum für möglich halten sollte. Man treibt mit ihnen keinen förmlichen Handel und es ist nicht Sitte, sie öffentlich zum Verkauf auszustellen; aber unter der Hand kauft und verkauft man sie. Auch wird dieser Zustand der Sklaverei von den angrenzenden Völkern anerkannt; denn die entlaufenen Zigeuner werden ihren Gebietern als ihr Eigenthum wieder zugestellt.

Quintas heißen die von Gärten umgebenen Sommerhäuser, welche die Umgebungen von Lissabon und Cintra so dicht bedecken, daß es ihrer wol 6—7000 gibt. Sie sind die Landhöfe der portugiesischen Großen, welche sie beziehen, wenn die südliche Gluthige ihren Anfang nimmt. In jenen Gärten gedeihen fast ohne alle Pflege im Freien die seltensten Bäume und Pflanzen. Man sieht die schönsten Mangolien, Dattelpalmen und Pisangs, mit Blüten bedeckte Bananen und das Geranium vom Cap; alle Gattungen von Cactus bilden Hecken; die Faserblume (*Mesembryanthemum*) umwuchert die Mauern gleich unserm Epheu; Neben mit langen vollen Trauben, Rosen, Georginen u. s. w. blicken über Mauern und Terrassen herüber; Eichen mehrer Gattungen, Pinien, Citronen-, Drangen-, Myrten-, Lorber- und Feigenbäume drängen sich um die Häuser zu dichten Gebüsch und überall rieseln Quellen aus Bergspalten und schlängeln sich durch frische Matten.

Chinesische Todesstrafe. Nach einer Mittheilung an die Asiatische Gesellschaft in London ward unlängst ein chinesischer Kaufmann in Amoy, Namens Hanly, welcher seine Frau ermordet hatte, zum Tode durch Schlaflosigkeit verurtheilt. Er hatte drei Wächter, die sich ablösten und ihn nie schlafen ließen. Er lebte in diesem Straßustande noch 19 Tage; schon vom achten Tage an wurde ihm seine Existenz so peinlich, daß er um den Tod durch Erdrückung als um eine Gnade bat.